

Der Löwe von Shanghai

Zum 95. Geburtstag von W. Michael Blumenthal

Natürlich, W. Michael Blumenthal ist in Berlin vor allem als Gründungsdirektor des Jüdischen Museums in Erinnerung, das er von 1997 bis 2014 geleitet hat. Weniger bekannt ist, dass ihn noch ein anderer, auch nicht ganz unwichtiger Strang mit Berlin verbindet: Er wurde hier geboren. Oder, um genauer zu sein, kurz vor der Stadtgrenze, in Oranienburg, am 3. Januar 1926. Noch während der kurzen, trügerischen Sonnenscheinphase der Weimarer Republik also, doch bereits mit den aufziehenden dunklen Wolken des Nationalsozialismus am Horizont.

Werner Michael Blumenthals jüdische Vorfahren, zu denen entfernt auch Rachel Varnhagen und Giacomo Meyerbeer gehören, hatten seit Generationen in Deutschland gelebt – was ihn 1998 zu dem Buch „Die unsichtbare Mauer“ inspirierte. Sein Vater Ewald war Textilkaufmann und einer von zehntausenden Juden, die im Ersten Weltkrieg für Deutschland gekämpft hatten – Dank hatten sie dafür bekanntlich von den Nazis nicht zu erwarten. Nach der Pogromnacht

Die Akademie des Jüdischen Museums trägt seinen Namen

1938 wurde Ewald Blumenthal für einige Monate in Buchenwald interniert und gefoltert. Schließlich gelang der Familie im Frühjahr 1939 die Flucht nach Shanghai, der junge Michael war 13 Jahre alt und staatenlos. Einen „elenden Wartesaal“ nannte er später die Zeit in China. Dann 1947 die Ausreise in die USA, mit dem Dampfschiff durchs Golden Gate, Ankunft in San Francisco: Nachvollziehbar, dass ein 21-Jähriger in solchen Momenten beschließt, etwas aus seinem Leben zu machen.

Er tat es, arbeitete sich nach oben: wurde Berater von John F. Kennedy und Lyndon B. Johnson, war 1977-1979 Finanzminister im Kabinett von Jimmy Carter, ging dann in die Wirtschaft. Seine Berufung als Direktor des 1997 noch gar nicht eröffneten Jüdischen Museums in Berlin war ein Signal: Eine eigenständige Institution sollte dieses Haus werden, nicht nur eine Abteilung des Berlin Museums, aus dem heraus es entstanden war. Und ein Ort, an dem nicht auf Berlins jüdische Lokalgeschichte geblickt wird, sondern der vielmehr umfassend Geschichte und Gegenwart der Juden in Deutschland seit dem Mittelalter dar-



Weltbürger. W. Michael Blumenthal, 1926 in Oranienburg geboren. Foto: Yves Sucksdorff/JMB

stellt. Zwei Tage vor den Anschlägen auf das World Trade Center in New York, am 9. September 2001, wurde das Museum eröffnet und noch im gleichen Jahr als Stiftung in die Trägerschaft des Bundes übernommen.

Es folgten, im Vergleich zu heute, ruhige Jahre. „Das Museum war sehr erfolgreich unter der Leitung von Blumenthal. Als politisch erfahrener alter „Löwe“ hat er alle beschützt. Das Haus musste sich auch bei kontroversen Themen kaum rechtfertigen“, sagt der Historiker Christoph Stölzl. Blumenthals Nachfolger Peter Schäfer hingegen verhedderte sich 2019 in der Frage, wie politisch das Museum vor allem in Bezug auf die anti-israelische Protest-Initiative BDS sein soll, und trat zurück – auch auf Druck des Zentralratsvorsitzenden Josef Schuster. Ein Minenfeld aus legitimer Israelkritik und der Frage, wo Antisemitismus beginnt, ist entstanden, in dem sich auch Blumenthals Nach-Nachfolgerin Hetty Berg bewegen muss. Wie aktuell die Debatte ist, zeigt die Gründung der „Initiative GG 5.3 Weltoffenheit“ vor drei Wochen, mit der deutsche Kulturinstitutionen gegen die BDS-Resolution des Bundestages protestieren.

W. Michael Blumenthal, dessen Name in Berlin auch durch die nach ihm benannte Akademie in der früheren Blumengroßmarkthalle präsent bleibt, muss sich mit diesen Kontroversen nicht mehr auseinandersetzen. Zumindest nicht an diesem Sonntag, an dem er in Princeton, New Jersey, mit Gattin Barbara seinen 95. Geburtstag feiert. UDO BADELT

In Frieden unversöhnt

VON ANDREAS BUSCHÉ

Die Frage der Trennung von Autor und Werk gehört, gerade in den erzählenden Künsten, zu den weniger interessanten und selten auch erhellenden Aspekten. Da der Begriff der „Autofiktion“ in der Ära Donald Trumps aber ein kleines Revival erfahren hat, steckt in der Frage nach der Faktizität der Fiktion zuletzt wieder eine besondere Brisanz. Für den amerikanischen Schriftsteller und Dramatiker Ayad Akhtar, der denselben Namen wie der Erzähler seines Romans „Homeland Elegien“ trägt, obwohl er diesen dezidiert nicht als autobiografisch verstanden wissen möchte („Ich gehöre zu den Schriftstellern, die Tatsachen verdrehen müssen, um sie desto deutlicher sehen zu können“, erklärt er im Vorwort), könnte die Frage der Sprecherposition sogar eine existenzielle sein. „Vielleicht werde ich die Veröffentlichung nicht überleben“, meint er lakonisch.

Eine Rechtfertigung ist der Ausgangspunkt von „Homeland Elegien“. Doch je länger Akhtar in seiner Familiengeschichte stöbert – seine Eltern wanderten Ende der sechziger Jahre aus Pakistan ein –, desto weniger ist er gewillt, seine neue Heimat zu verteidigen. Amerika habe als Kolonie begonnen und sei es bis heute, „ein Ort, wo Bereicherung vorrangig und die bürgerliche Ordnung nur ein Nachgedanke“ ist, wie es in der „Ouvertüre“ seines Romans heißt.

Dabei hätte Ayad Akhtar allen Grund, stolz zu sein. Seine Biografie liest sich wie eine Erfolgsgeschichte, die sich die Einwanderernation Amerika nicht schöner selbst schreiben könnte. Der Vater ist ein berühmter Herz-Spezialist, die Mutter ebenfalls Ärztin, ihr einziger Sohn schafft es aus einem Provinznest in Wisconsin nach New York, wo er 2013 den Pulitzer-Preis für sein Theaterstück „Disgraced“ gewinnt. In diesem fällt auch der verhängnisvolle Satz, den einige seiner Landsleute für erklärungsbedürftig befanden.

In „Disgraced“ lädt ein pakistanischstämmiger Anwalt, der kurz vor seiner Beförderung zum Juniorpartner steht, eine Gruppe von Freunden, der typische New Yorker Mix aus Finanz- und Kunstszene, zum Abendessen ein. Bald schon geht es beim Tischgespräch um das Thema Religion, in der Schlüsselszene gesteht der Anwalt, ein nicht-gläubiger Muslim, dass er nach 9/11 – zu seiner eigenen Verblüffung – „vor Stolz errötet“ sei. Dass der vermeintlich rückständige Islam Amerika gibt, was es schon lange verdient hat, empfand er als Genugtuung.

Akhtars Held „errötet“ vor Stolz nach den Anschlägen von 9/11

Akhtar kehrt in „Homeland Elegien“ mehrmals zu dem sieben Jahre alten Stück zurück. Es entwickelt sich zum Dreh- und Angelpunkt für seine Auseinandersetzung mit der eigenen Ambivalenz gegenüber Amerika und dem Verhältnis der Eltern zu ihrer neuen Heimat, die die Neuankömmlinge über Jahrzehnte wie Fremde behandelt hat. Die Reaktion, die Akhtar nach der Premiere am häufigsten erlebte, war Misstrauen. Wie viel von ihm selbst in die Figur des Anwalts geflossen sei, wollte man immer wieder von ihm wissen. Irgendwann realisierte Akhtar, worum es ihnen eigentlich ging: „Wenn man mich fragt, ob das Stück autobiografisch ist, will man in Wirklichkeit etwas über

meine politische Einstellung wissen.“ Ist der „muslimische“ Autor Ayad Akhtar beim Anblick der einstürzenden Türme möglicherweise auch vor klammerheimlicher Freude errötet?

Für die Antwort nimmt sich Akhtar fast fünfhundert Seiten und über zwanzig Jahre Zeit, in denen seine Liebe zu Amerika ein ums andere Mal erschüttert wird. Um am Ende doch eine überraschende Wendung zu nehmen. Nach einem islamophoben Zwischenfall mit einem Kfz-Mechaniker im tiefsten Pennsylvania im Jahr 2009, sozusagen das Initiationsmoment des Schriftstellers Ayad Akhtar, ist das Maß voll: „Eine Stunde später erreichte ich die Stadtgrenze und hatte einen Entschluss gefasst. Ich würde aufhören, so zu tun, als sei ich Amerikaner.“ Im Schlusssatz des Romans verkündet der Erzähler schließlich in Ermangelung einer besseren Alternative: „Amerika ist meine Heimat.“

Versöhnlich klingt „Homeland Elegien“ auch da nicht. Ayad Akhtars Beobachtungen sind getränkt mit schwarzem Humor und Sarkasmus, etwa wenn er die Überlegenheit des Westens gegenüber dem „schmutzigen“ Islam mit der beiläufigen Feststellung konterkariert, dass die Amerikaner sich sauber fühlen, obwohl sie sich den Hintern nur mit trockenem Toilettenpapier abwischen.

Das Pauschalurteil der „Great American Novel“ wird von der Kritik ja gerne gefällt, wenn ein Schriftsteller so anstrengungslos zwischen den literarischen Formen zu wechseln versteht wie Akhtar. Er beherrscht alles: den pointierten Dialog, den politischen Essay, die szenische Miniatur, die Farce, den Bildungsroman. Und dabei klingt es nie wie Stückwerk, weil er mit seinem Ich-Erzähler über eine markante Stimme verfügt. Man muss die Messlatte aber gar nicht so hoch hängen. „Homeland Elegien“ ist ein Epochenroman, der um drei für alle Amerikaner,

ANZEIGE

20 spektakuläre Berliner Kriminalfälle aus mehr als einem Jahrhundert

18,90 €

Bestellnr. 19929

SHOP TAGESSPIEGEL

shop.tagesspiegel.de

Bestellhotline (030) 290 21-520

insbesondere aber für amerikanische Muslime, einschneidende Ereignisse kreist: 9/11, die Finanzkrise 2008 – und die Wahl von Donald Trump.

Es gibt sogar eine persönliche Verbindung zwischen Trump und den Akhtars. Ayads Vater Sikander behandelte den damals noch als High-Society-Zampano berühmten Immobilienpekulanten wegen eines seltenen Herzleidens; als „Trump's Arzt“ schien er endlich angekommen zu sein in den Vereinigten Sta-

ten. Im Jahr 2016, da war die Patientengeschichte nur noch eine schwache Erinnerung, wählte er Donald Trump sogar, trotz dessen rassistischer Ausfälle, trotz des angedrohten Einreiseverbots für Muslime. Aber Sikander Akhtar war ja Amerikaner, was hätte ihm schon groß passieren können?

Ayad Akhtars Gefühl der Enttäuschung zieht sich durch „Homeland Elegien“, auch wenn er im Streit mit dem Vater einsieht, welche Privilegien er in den USA genießt. Trotzdem werde er kein Loblied singen, warnt er im Vorwort. Eine Abrechnung ist der Roman dann aber auch nicht, eher ein gezielter Rundumschlag. Seine Invektiven richten sich genauso gegen fundamentale Islamisten wie gegen Ostküsten-Liberale, die in ihm die rationale Stimme aller Muslime sehen wollen. Kein Wunder, dass Salman Rushdie auf dem Buchdeckel der deutschen Ausgabe zu Akhtars Laudatoren gehört. Von seiner Mentorin hingegen handelt sich der junge Literaturstudent Ayad eine Abfuhr ein, als er sich als Rushdie-Fan outet.

Etwa zur selben Zeit, als in New York sein Stück erfolgreich aufgeführt wird, lernt Akhtar einen Mann kennen, der sich seinen Platz in Amerika mit der einzigen Währung erkauf hat, die Leuten wie ihm Zutritt verschafft: Reichtum. Der Hedgefonds-Manager Riaz Rind führt Akhtar in Kreise ein, die ihn realisieren lassen, wie fremd ihm dieses Amerika im Grunde ist. Riaz benutzt sein Geld, um dem Islam in Amerika ein positives Image zu geben.

Die kulturellen Gräben lassen sich nur ökonomisch überwinden, erklärt er seine Strategie. Der Fortschritt des Westens gehe zurück bis ins alte Rom, zur „Erfindung der Kapitalgesellschaft“. Das traditionelle muslimische Erbrecht stellt dagegen die Familie über Vermögenswerte. „Wir“, resümiert Riaz, „sind zurückgefallen, weil wir uns mehr um

Menschen als um Geld gekümmert haben.“ In der Engführung von Biografien und globaler Politik erinnert „Homeland Elegien“ an George Packers Finanzkrisen-Reportage „Die Abwicklung“; nur dass bei Akhtar nie klar ist, welche Details erfunden sind. Immer wieder ertappt man sich dabei, dass man beim Lesen Google zu Rate ziehen möchte. Wie heißt Riaz Rind wirklich? Kannte Ayad Akhtars Vater, tatsächlich ein erfolgreicher Kardiologe, Donald Trump? Und gab es Latif, den Jugendfreund der Mutter, der bei einem Drohnenangriff in Pakistan ums Leben kam? Akhtar verweist virtuos die Spuren, weil seine Beobachtungen volllebender Details stecken, die Figuren bei aller dramatischen Verdichtung mehr sind als bloße Funktionsträger.

Die Unversöhnlichkeit zwischen der Generation Ayads und Amerika lässt sich am besten an einer kleinen Episode festmachen: Am 2. Mai 2011 wird Osama bin Laden im pakistanischen Abbottabad von einer amerikanischen Spezialeinheit getötet, nur wenige Straßenzüge vom Haus der Schwester Sikanders entfernt. Die Weltpolitik lauert in „Homeland Elegien“ gleich hinter der nächsten Ecke. Die Frage, wie viel von ihm in der Figur aus „Disgraced“ steckt, beantwortet Akhtar übrigens auch noch: Eine abfällige Bemerkung der Mutter habe ihn zu dem Satz inspiriert. „Die Liebe zu Amerika und der feste Glaube an seine Überlegenheit waren in unserem Haus ein Credo“, erinnert er sich. Akhtars Roman ist, mehr als alles andere, ein Klagegedicht über die gescheiterten Träume seiner Eltern.

Ayad Akhtar: Homeland Elegien. Roman. Aus dem Englischen von Dirk van Gunsteren. Claassen Verlag, Berlin 2020. 464 Seiten, 24 €.

Die sieben Leben eines Schriftstellers

Hans Christoph Buch porträtiert in seinen Prosastücken „Robinsons Rückkehr“ historische Figuren – und auch sich selbst

Dieses Buch voller Geschichten trägt nicht den Untertitel „Erzählungen“. Der Berliner Schriftsteller Hans Christoph Buch hat seine Prosastücke „Robinsons Rückkehr“ überschrieben, und darunter steht: „Die sieben Leben des H.C. Buch“. Wobei in den katzenhaften sieben Leben wohl etwas von Märchen und Ironie mitschwang.

Tatsächlich birgt Buchs neues Buch eine poetisch-essayistische, manchmal zwischen Romanansatz und Reportagefortsatz wechselnde Wundertüte. Eine in 15 episodischen Kapiteln weit in die Geschichte von Ländern und Kulturen, von Kuriosen, Welthistorischem wie auch hautnah Erlebtem ausschweifende Mischung. Darin stecken die Porträts von sieben realen, längst verstorbenen und bei Buch doch geisterhaft nahen Figuren: vom römisch-burgundischen Autor Decimus Magnus Ausonius, der im 4. Jahrhundert die Mosel besang und bisweilen auch blonde Germaninnen; vom chinesischen Dichtermaler Su Dongpo aus dem 11. Jahrhundert, vom schottischen Seefahrer Alexander Selkirk, dem Daniel Defoe den

Stoff von „Robinson Crusoe“ verdankte; vom Haitianer Sylla Laraque, der im 19. Jahrhundert in Frankreich zum Lebemann und Tycoon avancierte; vom deutschen Piloten Günther Plüschow, der vor dem Ersten Weltkrieg von China aus als „Flieger von Tsingtau“ international berühmt wurde; vom Admiral Wilhelm Canaris, der als nazi-deutscher Abwehrchef erst von Hitler hofiert und dann auf dessen Geheiß als angeblicher Verräter noch im April 1945 zusammen mit Martin Bormann gehängt wurde. Letzte Figur in diesem Historienmix ist Monika Ertl, die Anfang der siebziger Jahre den für die Tötung Che Guevaras verantwortlichen bolivianischen Offizier und späteren Konsul in Hamburg erschoss.

Der Autor ist Enkel einer Haitianerin, war überall auf der Welt unterwegs

Wie raffiniert dieses scheinbar zersplitterte Panorama in sich verwoben ist, zeigen manche Querverweise, die der Leser

hier als Literaturdetektiv mit aufspüren kann. Schon beim lateinischen Dichter Ausonius heißt es einmal modern fingiert: „Wie alle ernst zu nehmenden Schriftsteller habe ich eine multiple Identität...“ Einmal ist von Plutarchs berühmten Parallelbiografien die Rede, alle Figuren sprechen mit mehreren Zungen, und der Autor Buch redet aus dem Bauch der Zeugen von einst auch von sich selbst.

Wie in seinen beiden vorherigen Prosabänden „Elf Arten das Eis zu brechen“ (von 2016) und „Tunnel über der Spree“ (2019) verbindet Hans Christoph Buch, der bereits 1963 als Neunzehnjähriger bei der Gruppe 47 mit seinen frühen Texten auftreten durfte, das Autobiografische mit dem Fiktionalen. Geschichte mit Geschichten. Buch benutzt nicht das platte Wort „Robinsonade“, aber Robinson als Weltreisender, Schiffbrüchiger und dann als Hausbauer, Tier- und Pflanzenzüchter auf einer einsamen Pazifikinsel vor Chile ein Träumer der Tat, er durchgeistert das ganze Buch.

Da führen die Spuren zu Buchs eigenen Welt- und Abenteuerreisen als Enkel einer Haitianerin, als Verfasser karibischer

Romane, als Kriegsreporter in Afrika und Asien oder Lehrer und Gastautor von Nord- und Südamerika bis Sibirien. Doch das Persönliche weitet sich immer wieder und oft überraschend ins Historische, Zeitgeschichtliche. Wir erfahren, dass auch Canaris als junger Marineoffizier bei der authentischen Robinsoninsel mit einem Kreuzer gelandet war. Oder dass der italienische Verleger, Millionär und linke Revolutionsunterstützer Giangiacomo Feltrinelli der jungen Monika Ertl nicht nur die Pistole besorgte, mit der sie den Tod von Che Guevara rächte, sondern selbst (zur Finanzierung linker Bewegungen) angeblich „unter dem Pseudonym Robinson Crusoe ein Nummernkonto in Zürich“ besessen hatte.

Der polyglotte, vielgebildete Erzähler parodiert in seinem „Romanbaukasten“ zudem den faustischen Teufelspakt mit der Fabel, dass der diabolisch gerissene Kaufmann und Mächtegerromancier Daniel Defoe dem abgerissenen Seefahrer Alexander Selkirk die Haut eines Widlers (anspielend auf Jasons goldenes Vlies) und damit dessen Seele und die in der Tierhaut mit dem eigenen Blut einge-

schriebene Robinson-Geschichte abgekauft habe. Eine wunderbar freihändige Übersetzung des Mythos.

Und apropos Übersetzung: Am Ende des Canaris-Kapitels erfindet (?) Buch eine Bemerkung Hitlers am Vorabend seines Untergangs im Berliner Bunker. Der Diktator sagt, er habe Dolmetscher nie gemocht. Wer nämlich „mehr als nur seine Muttersprache spreche, sei ein Vaterlandsverräter“, denn er versetze sich „in das Denken des Feindes.“ Schon deswegen habe er mit dem vielsprachigen Canaris „kurzen Prozess gemacht“. Eine vielsagend symbolische Szene – auch für das Verhältnis von Kunst und Macht, von Politik und Poesie. PETER VON BECKER

Hans Christoph Buch: Robinsons Rückkehr. Die sieben Leben des H. C. Buch. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt/Main 2020. 255 Seiten, 20 €.